

»Dungeon«

Science-Fiction-Kurzgeschichte
von Christoph Dolge

Wer auch immer auf die Idee gekommen war, dieses Wrack mit der ganzen Mittelalterdeko auszustaffieren, gehörte gekielholt. Und zwar im Jupiterorbit. Verflucht, schon wieder hing einer dieser Wandteppiche im Weg. Also weg damit. Wärme der Befriedigung kroch über meine Haut, als mein Thermovaporisator-Strahl das billige Polyesterteil teils zerschmolz und teils verdampfte. Kleine Kleckse sich eilfertig verflüssigenden Kunststoffs tropften wachsgleich auf den Boden und wirkten dabei authentischer als all der Kitsch ringsum.

Da, na endlich! Die Steinmauertapete war von einem Schaltkasten unterbrochen, dessen Hülle dem Hitzestrahl problemlos standgehalten hatte. Obgleich das Ding noch orange glühte, zerrte ich den Deckel, Handschuh sei Dank, auf und wühlte kurz im Kabel- und Sicherungsgewirr dahinter. Meine Güte! Nicht nur der Dekorationsgeschmack des Schiffsbesitzers war prähistorisch, das ganze Wrack stammte offenbar aus der Zeit, als der Schiffsreaktor noch mit Kohle gefahren wurde. Oder so ähnlich. Mit meinem Multispektralschlüssel kam ich hier nicht weiter. Das war plumpe Elektrik, keine Quantenelektronik. Ich seufzte und blickte ungnädig auf meine Sauerstoffwerte – alles im grünen Bereich, also weiter. Die Skillsoftware für den ganz alten Kram passte zum Glück auf einen Plugchip, der war schnell eingeworfen und warmgelaufen. Ah. Roter Draht. Erneutes Klischee.

Ich zupfte am Kontakt und trat zurück, mein frisches Werk begutachtend – und tatsächlich, diesmal fuhr das Sicherheitsschott hoch und gab Lisl mitsamt einem Schwall von Schimpfworten frei.

Meine Partnerin stand knietief in zähem Schleim, der hier und da mit Resten von Chitinpanzern und anderen Widerlichkeiten durchsetzt war. „Was ist das hier?“, fragte

sie, „Irgendein Fetisch-Ding? Für eine Falle einfach nur lächerlich. Das Schott fiel zu und aus den Wänden kamen tausende dieser Käfer gekrabbelt. War natürlich kein Problem, Grillpistole sei Dank.“ Dabei tätschelte sie ihren handlichen Mikrowellenwerfer, der jetzt wieder friedlich in seinem Holster an ihrem Gürtel baumelte. Durch das Schott hatte das Platzen der Käfer wie frisches Popcorn geklungen. Jetzt roch es auch so ähnlich.

„Frage ich mich schon die ganze Zeit. Wir sollten zusehen, dass wir das Ding durchziehen und schnell wieder rauskommen. Da geht's weiter!“

Ich deutete in einen Gang, der von Fackeln erleuchtet wurde. Ohne Scheiß. Fackeln. Keine billigen Hololichter, echtes Feuer. Sie brannten noch immer, obwohl dieser Schrotthaufen garantiert schon seit fünfzig Jahren im Eispanzer Europas steckte. Lisl hatte einen der Wandbehänge abgerissen und wischte sich Käferschleim von ihrem Compositpanzer. Sie murrte: „Diesmal gehst du vor!“

Das Thema des Innenarchitekten hatte sich nun leicht verändert – von dem buntfröhlichen Eingang etwas weiter entfernt wurde hier tief in die Mystik-Kiste gegriffen. Spinnennetze hingen vor den leeren Augenhöhlen einer Wachbrigade Skelette, die lächerlich gezackte Schwerter und Doppeläxte vor sich hielten.

Das unstete Licht und der Steinboden, auf dem meine Stiefel vernehmlich klickerten verstärkte den Eindruck, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht. In dem Moment, in dem der erste Knochenmann sich rührte, schmeckte er meinen heißen Strahl. Jämmerlich sanken die bleichen Gesellen dahin und beim letzten hatte ich so viel Gefallen an der Sache gefunden, dass ich ihm nur die Beine verstrahlte. Die heißen Kunststoffstumpen verklebten mit dem Untergrund und ließen ihn spektakulär auf den Kiefer

krachen.

„Immer noch keine wirkliche Herausforderung. Was hat Charly gesagt? Schwere Sicherheitsvorkehrungen? Das ist doch lächerlich!“ Lisl gab dem demolierten Skelett einen Fußtritt und offenbarte damit die feinen Aktuatoren und Steuerdrähte, die in seinen Schädel und die Gelenke eingelassen waren. Roboter. Und zwar ganz ordentliche, immerhin passte die ganze Technik in diese schmalen Gerippe.

Die dämliche Rätseltür erspare ich mir in diesem Bericht. Nur soviel: Wir haben ziemlich drüber gelacht.

Und dann – bumm. Licht aus. Katastrophe. Das totale Chaos bricht los. Erstens bekam ich keine Luft mehr, nicht einmal einen Warnton konnte sich mein Anzug noch abpressen und zweitens rammte mich ein Meteorit – zumindest fühlte es sich so an – und warf mich um. Auf dem Rücken liegend strampelte ich um mein Leben, weil irgendetwas furchtbar großes und schweres auf meinem Brustpanzer saß und versuchte, sich mit bloßen Zähnen und Klauen bis zu meinem Fleisch durchzugraben. Ich vernahm, wie der Stahl gepeinigt knirschte und zerriss, dann kam der überhöhte Umgebungsdruck durch und schlug mir auf die Ohren und mich K.O.

Als ich wieder bei mir war, zerrte Lisl gerade zwei Zentner lebloses Fleisch von mir herunter. Schweißperlen troffen von ihrer Nase und auf mein Visierglas. Es dauerte einige Sekunden, bis ich begriff, was das bedeutete: Sie hatte ihren Helm abgenommen! Ich setzte mich auf und schaute mich um: Die einzige Lichtquelle war ein glimmender Lumpen, den Lisl auf einen Speerschaft gehängt hatte. Der Rest der Waffe steckte abgebrochen im Genick des Monsters, das mich beinahe erledigt hatte. Ja, ich sage bewusst Monster, denn weder hatte ich eine Ahnung, was dieses Ding war noch wollte ich es weiter

erkunden. Ich kämpfte mich aus dem Helm und atmete durch. Die Luft war soweit sauber, auch wenn ich das Gefühl hatte, Sirup zu atmen.

„Was zur Hölle ist hier los?“, fragte ich.

„Totalausfall. EMP oder sowas. Die Anzüge sind hin. Lampen sind aus. Auch die Waffen sind futsch.“

Ich bemerkte eine blutige Schramme an ihrem Unterarm, die sie notdürftig mit einem Stück Stoff verbunden hatte. Das Medikit war in meinem Rucksack – und da hatte ich draufgelegen. Der Autodoc würde uns ohnehin keine Hilfe sein, aber steriles Verbandsmaterial fand sich schnell. Nach kurzer Untersuchung, die sie schweigend über sich ergehen ließ, kam ich zu dem Schluss, dass ich die Wunde nicht mehr aufreißen wollte und sparte mir weitere Maßnahmen.

„Wie lange war ich bewusstlos?“

„Schon einige Minuten. Dein linkes Trommelfell ist wahrscheinlich geplatzt, du blutest aus dem Ohr.“

Das erklärte den Umstand, dass ich mich sehr konzentrieren musste, um sie zu verstehen. Außerdem ertönte dauerhaft ein fieser Piepton, der es mir schwer machte, klar zu hören.

„Also gut. Wir brauchen frische Anzüge oder eine Comverbindung, damit Charly uns welche besorgt. Bis dahin sitzen wir hier fest. Da können wir genauso gut weiter zum Ziel und uns hinterher Gedanken über die Evakuierung machen.“

Ich stemmte mich in die Höhe und musterte die Umgebung. Ein weiteres Wesen lag mit zerschmettertem Schädel in einer Ecke des Raumes. Bis auf den Speer, den Lisl ganz wunderbar zerbrochen hatte gab es keine weiteren Waffen. Also zog ich die Hälfte mit der Klinge aus meinem Angreifer und schwang sie probetalber hin und her. Keine Ahnung, wie man so ein Ding benutzte. Stich sie mit dem spitzen Ende – weiter kam ich nicht mit

meinem Latein.

Lisl unterdessen hatte ihre Grillpistole wie eine kurze Keule gepackt – nicht dumm, immerhin lief die Waffe an der Mündung auseinander. Und das Gehäuse bestand aus irgendwelchem Titankram, hart wie Stein. Oder noch härter. Himmel, ohne meine Skillssofts musste ich mich erst einmal wieder im Universum einloten, ehe ich auch nur einen vernünftigen naturwissenschaftlichen Gedanken fassen konnte.

„Wo geht’s jetzt lang?“, fragte ich unsicher.

Lisl zuckte die Achseln. „Da drüben gibt es zwei Türen.“ Sie leuchtete mit ihrer improvisierten Fackel und tatsächlich waren graumetallene Portale in die Wand eingelassen. Sie wirkten stabil genug, um uns ernstliche Probleme zu machen, sollten sie verschlossen sein.

Ich probierte die erste und stieß ein missvergnühtes Zischen aus, als ich Pech hatte. Natürlich verriegelt. blieb die andere. Und – tada, ebenfalls verschlossen.

Jetzt machte es sich bezahlt, dass meine Partnerin sich immer gegen Neuralimplantate gesträubt hatte und ihr Handwerk noch auf die gute alte Art gelernt hatte – synaptischer Hardcode, sozusagen. Ah, da war doch tatsächlich mein schlaues Vokabular aus den Untiefen des Neocortex zurück an die Oberfläche der Kognition geschwappt.

Lisl jedenfalls bog ein Stück Draht zurecht und fummelte ihn in die Öffnung des Schlosses. Dann folgte eine atemberaubende Darstellung expressionistischer Mimiken mitsamt herausgestreckter Zunge bei besonders kniffligen Momenten. Und – klick – ich glaubte meinen Augen kaum, als sie die Tür völlig ohne Pickertool aufzauberte. Man sagt ja, hinreichend entwickelte Technik sei in den Augen Unwissender wie Magie. Doch noch viel beeindruckender ist es, wenn jemand Dinge, zu denen man

mikroelektronische Wunderwerkzeuge zu brauchen glaubt, nur mit dem bewerkstelligt, was er aus dem Dreck auf dem Boden aufgelesen hat.

Ich fühlte mich unnütz. Immerhin konnte ich dieses Gefühl ein wenig durch den Wagemut kompensieren, die Tür zu öffnen und den dahinterliegenden Gang zu durchschreiten. Nichts Aufregendes geschah und ich landete in einer runden Kammer, deren Decke eingedrückt war. Zum Glück war die Rumpfhülle des Wracks an dieser Stelle noch soweit intakt, dass die gefrorene Europa-Atmosphäre nicht eindringen konnte. Ich duckte mich unter einem geborstenen Metallträger hindurch, der die Mittelalterdeko durchbohrt und mit seinem Ende eine Holzkiste auf dem Boden festnagelte. Keine Bewacher, immerhin. Lisl folgte und wir inspizierten den Raum. Bis auf die Kiste und eine weitere Tür nichts Interessantes, abgesehen davon, dass in Abwesenheit all unserer technischen Hilfsmittel die ganze Fantasy-Inszenierung eine deutlich andere Wirkung auf mich entfaltete als vorher.

„Wollen wir einen Blick in die Kiste riskieren?“, fragte ich und ertete ein vorsichtiges Nicken. Der Deckel war nicht aufzubekommen, ohne den tonnenschweren Träger hoch zu stemmen, doch nach einigem Suchen entdeckte ich eine Spalte zwischen zwei Holzelementen. Dort setzte ich meine Speerspitze an und hebelte die Brettchen beherzt auseinander. Es klimperte und blinkte.

Meine Partnerin reagierte zornig. „Was ist denn das? Gold? Ehrlich? So ein Mist. Das nützt doch zu nix. Vielleicht ist das hier wirklich nur ein Spiel.“

Noch immer prasselten Münzen durch die Öffnung und quollen als sich langsam ausbreitende Pfütze über den Boden. Dann war der Moment erreicht in dem – hinterher kann ich es mir nur so erklären – ein Druckschalter in der

Kiste ausgelöst wurde, weil das Gewicht des Goldes zu stark abgenommen hatte.

Es gab ein vernehmliches Klicken, das deutlich über das Geräusch der Münzen tönte. Mir blieb noch genug Zeit, ein bedeutungsschwangeres „Oh-oh“ zu knurren, dann zischten kleine Pfeile durch die Luft. Die meisten prallten wirkungslos von meiner Anzugpanzerung ab, doch Lisl legte mehr Wert auf Beweglichkeit und war wesentlich schlechter geschützt. Binnen einer Sekunde staken drei der Geschosse aus ihrem Bauch, dann hatte ich reagiert, sie zu Boden gerissen und mich schützend auf sie geworfen. Wenige Augenblicke später war der Spuk vorbei.

Wir untersuchten die Verletzungen und konnten die Pfeile entfernen – fiese kleine Dinger, aber zum Glück mit Lanzettspitzen ohne Widerhaken. Durch den Anzug waren sie noch gedrungen, aber sie steckten nur ein-zwei Zentimeter tief im Fleisch. Ich sage dies so einfach, doch ich weigere mich, hier die Flüche wiederzugeben, die Lisl ausstieß, während ich sie verarztete und die Projektile herauszog.

Schließlich entlud sich der Frust und Ärger über die Falle, in die wir so plump getappt waren, in einem Wutgeheul meiner Partnerin, die anschließend auch noch mit aller Kraft gegen die Kiste trat und so Goldmünzen quer durch den ganzen Raum verspritzte. Aber alles half nichts, wir hatten ja beschlossen, unsere Flucht nach vorn anzutreten. So verließen wir die Kammer und fanden uns in einem Gang mit mehreren Abzweigungen wieder, die wiederum durch weitere Türen verschlossen waren. Wir lauschten überall, konnten aber keinen Hinweis auf Wachen oder Fallen erspüren.

Dann war es wieder an mir, voranzugehen. Die erste Pforte führte zu einer Art Lagerraum, in dem wir unter einem Haufen nutzlosem Plunder auch zwei Öllaternen

entdeckten – deutlich besser als der brennende Lumpen, der den Zenit seiner Helligkeit auch schon längst überschritten hatte.

Die nächste Tür führte in eine Schlafkammer – zum Glück ohne Bewohner. Einfache Strohsäcke und ein Haufen Lumpen, mehr brauchte es nicht, um die stolzen Besitzer des Etablissements zufriedenzustellen.

Die nächste Tür führte in eine dunkle Höhle voller Foltergeräte. Zumindest meinem ersten Eindruck nach, denn der Raum stellte sich nach einem zweiten Blick als komplette mittelalterliche Küche heraus. Der ganze Kram war gut in Schuss und von wesentlich höherer Qualität als die restliche Fantasydeko. „Schau mal, das sieht so aus, als hätte es wirklich mal jemand benutzt. Ob dieser Freak hier wirklich sein Essen gekocht hat?“, fragte ich Lisl.

„Kann ich mir nicht vorstellen. Jedenfalls nicht ständig. Wir haben doch vorhin auch einen Foodsynth gefunden, erinnerst du dich?“

„Oh ja. Der Kerl muss total auf Hackbraten abgefahren sein.“

Kein Scheiß – ich hatte das Log des Geräts ausgelesen. Die letzten 100 synthetisierten Mahlzeiten bestanden allesamt aus Hackbraten mit Mischgemüse und Reis. Kein Wunder, dass der ehemalige Besitzer des Wracks weich in der Birne wurde.

Wir stöberten einige Zeit in der Küche herum, entdeckten aber keine Vorräte. Allerdings gab es ein nettes Sortiment an Messern und ein großes Schlachterbeil, mit dem sich Lisl ausstattete. Ich schnappte mir eine Filetierklinge, schenkte aber meinem halben Speer immer noch mehr Vertrauen, immerhin brachte er ein bisschen Distanz zwischen mich und einen potentiellen Gegner.

„Schau mal, da hinten ist die Wandverkleidung eingedrückt.“, machte mich Lisl aufmerksam. „Kannst du

dort irgendeinen Funkkontakt zu Charly herstellen?“

Ich machte mich ans Werk und stülpte eine Quadratmeterkachel Hartplaste-Mauerwerk von der Wand. Dahinter lagen einige Versorgungs- und Energieleitungen, aber keinerlei Steuereinrichtungen. Ich wollte schon unverrichteter Dinge abziehen, da entdeckte ich eine Richtungsmarkierung an einer der Leitungen. Und tatsächlich wies sie mir den Weg zu einer kleinen Steuerbox. Immer noch kein Computerterminal, aber ich begann trotzdem, an den Sicherungen und Schaltern zu spielen – offenbar mit dem gewünschten Effekt, denn irgendwie zündete ich den Mittelalterherd und kurz danach auch eine diffuse Lichtquelle. Energie war also vorhanden. In der Hoffnung, Charly würde das Wrack sorgfältig im Blick behalten, verließ ich mich auf das Morse-Alphabet und gab durch Ein- und Ausschalten sämtlicher Stromleiter geduldig eine kurze Nachricht durch: „EMP. Sitzen fest. Anzug u Waffen defekt, brauchen Ersatz“

Sicherlich würde unser Kollege eine Weile brauchen, um uns ein Care-Paket zurechtzumachen und vorbeizuschicken, deswegen begaben wir uns wieder auf den Weg und erkundeten den Rest der Umgebung.

Hinter der nächsten Tür lauerte endlich die befürchtete Wachmannschaft: Drei breitschultrige Roboter mit vergammelter Fakeskin-Camo tappten uns entgegen und hoben dabei misstrauisch schartige Säbel und Schilde. Früher mal – bevor das Schiff hier auf Grund gesetzt wurde – hätten sie sicher mal Echsenmenschen oder Drachen-Typis dargestellt, nun sahen sie ziemlich traurig aus, wie ihnen da die in Zeitlupe verwesenden Schuppen vom Bauch purzelten. Dem einen Wächter hing ein Auge, nur von einem klebrigen Draht gehalten, neben der Nase, aber immerhin waren seine Bewegungen noch ganz rund. Das Chassis hatte sich also gut gehalten.

Moment mal. Die wollten mir ans Leder und ich stand hier blöde herum und bewunderte die Technik dieser Mordmaschinen. Tja, man kann das Mittelalter einfach nicht ernst.. AU! He du Sack! Nimm das! Haff, Haff. Scheiße, der hat einen Schild und keine Angst ihn zu benutzen. Also gut... ein Schritt nach Links, Drehung antäuschen und ... Mist. Pariert. Kläääng. Aua! Mein schöner Anzug. Ach egal, ist eh kaputt. Nun aber. Holla! Und ... na... na.. ins AUGEN! Yeah!

Irgendwie hatte mich die ganze Sache doch mehr mitgerissen als ich zuerst erwartet hatte. Lisl beäugte mein Freudentänzchen stirnrunzelnd, verkniff sich aber eine weitere Kommentierung meiner entwürdigenden Vorstellung.

In der Zeit, in der ich mir mit Mühe einen dieser Gammelbrüder vom Leib gehalten hatte, hatte sie zwei Gegner fachmännisch zerlegt. Zumindest ließ sie sich dazu hinreißen, einen abgetrennten Roboterkopf mit einem festen Tritt aus dem Weg zu katapultieren.

Was hatten diese Wächter nun bewacht? Den Jackpot! Den schieren Jackpot! Da war ich mir sicher. Wir mussten ihn nur noch finden.

Lisl trübte die Stimmung ein wenig: „Ist dir schonmal der Gedanke gekommen, dass dein Herumspielen an den Sicherungen diese Dinger überhaupt erst aufgeweckt hat?“

Ich grummelte eine Antwort, schaute mich aber lieber in dem Raum um. Eigentlich war es schon eher eine Halle. Die Wände waren hier wieder mit den schäbigen Polyesterteppeichen ausgestattet, aber mitten im Weg befanden sich auch Säulen aus echtem Holz, die jemand ziemlich aufwendig beschnitzt hatte. Ich fuhr mit dem Finger über die kleinen Kunstwerke und stieß einen anerkennenden Pfiff aus. „Ich glaube, das könnte schon was wert sein. Handwerk – und dazu noch echtes biologisch

gewachsenes Holz – dafür findet sich sicher ein Liebhaber.“

„Und wie willst du die Teile hier rausbuckeln?“

„Eins nach dem anderen ...“

Nun trat auch meine Partnerin an die Säule, tippte mit dem Griff ihrer Waffe an das Kapitell und ließ ein vieldeutiges „Hm-hm.“ vernehmen. Dann straffte sie sich und sagte bestimmt: „Später. Lass uns zuerst den Auftrag erledigen.“

Ihre Öllampe leuchtete nicht bis in die letzten Winkel der Halle, die sich als noch größer als erwartet herausstellte. Offenbar waren wir im ursprünglichen Frachtraum des Schiffs gelandet. Ich gehe nicht allzu sehr ins Detail, aber wir entdeckten: Eine falsche Wand, hinter der sich Alltagskleidung, jede Menge Vorräte für den Foodsynth, Ersatzteile und ein kompletter Ersatz-Raumanzug befanden, leider vollkommen inkompatibel mit unserer Ausrüstung. Eine defekte Com-Konsole, die ich auch nach mehreren Minuten Bastelei nicht mehr zum Laufen bekam. Eine ziemlich gemeine Speerfalle, mitten im Raum. Und zu guter Letzt: Einen Waffenschrank, leider nur mit pseudohistorischem Gear.

Zumindest waren wir nun für die nächste Auseinandersetzung besser bewaffnet – Lisl hatte sich ein schlankes Schwert und einen Dolch geschnappt, während ich mit einer handlichen Keule und einem Schild Vorlieb nahm. Wieder flutete mich ein Woge von Scham: Wenn auch nur ein Konkurrent uns in diesem Aufzug sehen könnte, würden wir uns in keiner Kneipe des Sonnensystems mehr sehen lassen können.

Dann machten wir uns daran, die hintersten Ecken des Laderaums zu inspizieren. In großen Metallcontainern, denen mit wenig Liebe fürs Detail eine Rostpatina aufgesprüht worden war, wurden wir endlich fündig. Das war der Shit: Originalverpackte Comics, He-Man-

Actionfiguren, der berüchtigte Nachtwächterschlumpf aus dem Überraschungsei, die rote Dungeons-and-Dragons-Box inklusive Gygax-Signum, Shadowruncharakterbögen der ersten Auflage und einige berüchtigte Fehldrucke von Fanzines und Anleitungsheften. Insgesamt sicherlich eine Tonne Nerdramsch, der sich zu absoluten Höchstpreisen verscheuern ließ.

„Das hat sich diesmal echt gelohnt!“, lobte Lisl, während sie stichprobenartig die Beute sichtete. Im Kopf kalkulierte sie garantiert schon den Gewinn, den wir herauschlagen konnten.

Mir dagegen gefiel die ganze Sache nicht. Bisher war alles nach Schema F gelaufen.

„Wo ist der Endboss?“, fragte ich.

„Der was?“

„Na du weißt schon – der fiese Obermacker, der ganz zum Schluss auftaucht und den die Helden besiegen müssen, um an den Schatz zu kommen, den Tag zu retten oder die Prinzessin zu befreien.“

Lisl runzelte die Stirn und antwortete: „Du faselst.“

„Nein. Ehrlich! Überleg doch mal, was der Typ für einen Aufwand betrieben hat, sein halbes Schiff in ein überdimensionales Brettspiel zu verwandeln. Und dann, im kritischen Moment, passiert nix und wir finden einfach den Schatz?“

Nervös blickte ich mich um, immer noch in Erwartung des Endgegners.

„Dungeon.“

„Was?“

„Dungeon, nicht Brettspiel.“

„Ist doch egal.“

Lisl warf eine Ausgabe der Detective Comics Edition 27 zurück auf den Stapel und schnaufte verächtlich. „Eben hast du noch so viel Wert darauf gelegt, das Klischee zu

erfüllen. Also benutz' auch die richtigen Termini.“

In diesem Augenblick brach der Drache durch die Wand. Scheiß auf Termini, es war eine zehn Meter lange Metallschlange mit Eidechsenbeinen, Flügeln und Flammenwerfer im Maul. Im Gegensatz zu den anderen Robotern, denen wir bisher begegnet waren, schien dieses Modell in tadellosem Zustand zu sein.

Sie öffnete die Schnauze und ein verzerrter Voicesynth schnarrte: „Verzeiht mein verspätetes Erscheinen. Jedoch begab sich, dass mein Lithiumpack sich während der langen Zeit meines Wartens entlud. Ihr seid wahrlich wie eine Horde Trolle durch mein Reich gestampft und es grämte mich über die Maßen, euch nicht eher Einhalt gebieten zu können. Doch nun bin ich bereit! Ihr habt Hand an meinem Hort gelegt, als spürt meine feurige Rache!“

Sprachs und sprühte aus einer Düse im Maul einen feinen Dunst aus Ethanol und Benzin in unsere Richtung. Die Zündung des Flammenwerfers hatte wohl versagt.

Mir wollte kein rechter Konter einfallen, dem ich der Blechbestie entgegenschleudern konnte, also suchte ich zuerst einmal Deckung. Lisl tat es mir gleich. Wir umkreisten den geschuppten Leib und hielten Distanz, während unser Gegner probeweise nach uns schnappte und mit den Krallen funkenschlagend über das Laderaumdeck kratzte.

Ich landete einen prima Treffer am hinteren rechten Bein, aber der erzeugte keinerlei Wirkung. Die Keule glitt einfach vom Metallpanzer des Drachen ab.

Immer wieder versprühte der Drache den brennbaren Dunst, doch zum Glück gelang es ihm nicht, diesen durch das Funkenschlagen seiner Klauen zu entzünden.

Irgendwann kam mir eine Idee und ich gab Lisl mit einem Wink zu verstehen, dass sie unseren Gegner weiter beschäftigen sollte. Dann huschte ich zurück zu der Stelle,

an der wir den Raumanzug entdeckt hatten. Die lange Zeit, die das gute Stück in dem Wrack gelegen hatte, kam mir nun zugute, denn es handelte sich um ein veraltetes Modell ohne Rebreather und Oxygenator sondern mit guten alten Druckkartuschen. Mit zittrigen Händen baute ich beide Behälter aus und kehrte zurück in die Schlacht. Lisl war in eine Ecke gedrängt worden und es war höchste Zeit, dass ich wieder in den Kampf eingriff. Den Schild beiseite geworfen und die Keule mit beiden Händen fest gepackt und KLONG. Immerhin hatte ich jetzt seine Aufmerksamkeit.

Und wie ich die hatte! Der Drache fegte eine der Holzsäulen mit der Pranke beiseite und ich schwöre, sie verwandelte sich dabei buchstäblich in feine Späne. Dann machte er einen Satz auf mich zu. Ehe ich allerdings meine begrenzte Munition vergeudete, musste ich ihn ködern. Also gab ich ihm den intellektuell ziemlich begrenzten Spruch: „Friss das, Echse!“, und warf ihm mit Schwung die Keule an den Kopf.

Geschickt fing der Drache sie mit dem Maul auf und antwortete: „Mit Vergnügen, Menschling! Meine Art ist mit einer Beißkraft von Zehntausend Newton pro Zentimeter gesegnet. Siehe die Macht der Drachen!“ Trotz voller Kiefer – die Keule war zwischen den Zähnen verkantet – sprach er noch immer sonor und artikuliert. Der Segen des Voicesynths, der keine Zunge für die Lautbildung benötigte. Dann biss er die Waffe glatt durch. Ich war tatsächlich ein bisschen beeindruckt.

„Man soll nicht mehr abbeißen, als man schlucken kann, Scheusal!“ - mit diesen immer noch nicht sonderlich originellen Worten schleuderte ich ihm die Pressluftkartuschen entgegen. Wie ein Hund nach einem Stock schnappte er mit einer fast schon verspielt anmutenden Körperdrehung nach einem der

Metallzylinder und biss kräftig zu. Die Explosion zerriss seinen Kopf und schickte schartige Schrapnelle in alle Richtungen – ein Umstand, mit dem ich nicht gerechnet habe. War einfach nicht mein Tag, kopfmäßig.

Jedenfalls hat Charly die meisten Splitter hinterher wieder herausgeholt. Nur das hier – und dabei tippe ich auf ein dunkles Metallstück, dass sich tief in mein Jochbein eingegraben hat und das ich heute benutze, um mein Monokel einzuhängen – das habe ich als Andenken behalten. Und jetzt spendier mir noch einen, die Geschichte macht mir jedes Mal eine trockene Kehle.

*Demnächst im Handel:
»Die Weltenfabrik: Jan Lux und der Schatten der
Herrin«*

Leseprobe:

Observierung

Da lag er also. Schwach und verletzlich, ein Knabe, in den Armen des Schlafes. Eine Aura tief verwurzelter Kraft umgab ihn, eine Kraft, an die er selbst noch nicht rührte und über deren Natur er noch keine Erkenntnisse gesammelt hatte.

Langsam tastete sich der Schatten voran, kroch trotz des Mondlichts, das durchs Fenster schien, immer weiter über den Boden. Über herumliegende Schulbücher, ein halbfertiges Puzzle und einen einzelnen Turnschuh. Er zitterte vor Gier und hätte sich am liebsten blindlings auf sein Opfer gestürzt, doch es war Vorsicht angeraten: Nicht nur die Kraft des Knaben war in diesem Zimmer zu spüren, auch andere Energien warfen ein Echo und kündeten davon, dass dieser spezielle Mensch unter Beobachtung stand und keine so leichte Beute war, wie man meinen mochte.

Der Junge war wohligh und sicher in einem Berg aus Kissen und Decken vergraben, obwohl die Nächte des jungen Sommers schon sanfte Wärme atmeten. Ab und zu vollzog sich in der Daunenanpanzerung eine Bewegung, ein schläfriges Seufzen ertönte, dann war alles wieder still.

Seit Wochen hatte er ihn schon verfolgt, Tag und Nacht in dunklen Ecken gelauert, sich in den Ritzen versteckt, in denen aus Bequemlichkeit nie geputzt wurde, war von elektrischem Licht in tote Winkel gejagt worden und blieb des Nachts, wenn seine Kräfte ihren natürlichen

Höhepunkt erreichen, zur Untätigkeit verdammt.

Wenn er sich den Knaben heute nicht holen würde, dann würde er lange auf die nächste Gelegenheit warten müssen. Sein Schattenarm waberte nach vorn, doch er traf auf eine Barriere, an der er knistern abprallte. Zu spät! Ob man ihn entdeckt hatte oder nur reine Vorsicht diese Maßnahme inspirierte, hier konnte er nichts mehr ausrichten. Vor elektrisiertem Schmerz schauernd zog er sich zurück in die Dunkelheit, aus der sein Schattenkörper geboren war. Er ließ die materielle Schwärze hinter sich und überlegte, was er nun tun sollte.

In den Tagen seiner Beobachtung war ihm aufgefallen, dass der Knabe sowohl Freunde als auch Feinde hatte. Einen Augenblick erwog der Schatten, von einem Gegner seines Opfers Besitz zu ergreifen und es so zu schwächen. Doch dies konnte auch seinen Kampfgeist wecken und ihm vor der Zeit Zugriff auf seine Kräfte gewähren. Also war der logische Schritt, seinen Freunden einen Besuch abzustatten. Er wusste schon, wie er sie zu seinem Vorteil nutzen konnte.

Das Ende nimmt seinen Anfang

Doktor Alois Brunnwinkler war der erste, den es erwischte. Wie jeden Abend war er in seinen bequemsten Laborkittel geschlüpft, hatte sich eine riesige Tasse erdölschwarzen Kaffees eingeschenkt und die Labortür hinter sich geschlossen.

Das Krankenhaus am Rande der Stadt war nicht das größte und auch nicht mehr das neueste. Deswegen waren nicht nur die Geräte und der Doktor selbst bereits etwas abgenutzt, sondern auch die elektrischen Leitungen und die Lampen, die brummend zum Leben erwachten, als der Forscher den Schalter umlegte. Unwillig flackernd

beleuchteten sie die Tische, Glaskolben, die sterile Arbeitsbank mit ihrem großen Luftfilter, den Brutschrank und Türme von Petrischalen.

Sein erster Weg führte den Doktor stets zu einem kleinen Arbeitstisch, auf dem er seinen Kaffee platzierte. Normalerweise darf man natürlich in einem Labor weder Speisen noch Getränke zu sich nehmen – weiß man doch nie, welche gefährlichen Bazillen oder Toxine gerade durch die Luft wirbeln. Doch wenn er abends still und allein seinen eigenen Forschungen nachging, ließ er als Laborchef Fünfe gerade sein. Er gönnt sich ja sonst nichts und außerdem arbeitete er zum Wohle der Menschheit.

Als Nächstes fütterte er die Venusfliegenfallen am Fenster jeweils mit einem dicken Brummer, den er im Einmachglas von zu Hause mitgebracht hatte. Er kitzelte mit dem ersten Fliegenkörper über feine Tasthärchen, die im Inneren des aufgesperrten Fangblattes aufragten und die Falle schnappte zu. Fliehen konnte das Insekt ohnehin nicht mehr, da der Doktor es zuvor mit einer zusammengerollten Zeitung auf dem Küchentisch erschlagen hatte. Dann wandte er sich der nächsten Pflanze zu, bis alle versorgt waren.

Er verspürte nach wie vor eine kindische Faszination bei dem Gedanken, dass es sich bei den Bewohnern des Fensterbrettes tatsächlich um Pflanzen handelte. Genügsame Wesen, grün und zerbrechlich, die irgendwann herausgefunden hatten, wie einfach es war, Insekten zu fangen und zu fressen. Und zwar ohne sich von der Stelle bewegen zu müssen, noch bequemer als eine Spinne, die immerhin auf ihrem Netz bis zu ihrer Beute krabbeln musste. Wie schön wäre es doch, wenn Menschen ebenso genügsam und vorhersehbar wären. Noch einige Sekunden beobachtete er die Pflänzchen und legte eine geistige Notiz ab, mit seiner Tochter demnächst einen Ausflug in den botanischen Garten zu machen.

Dann setzte sich Doktor Brunnwinkler zu seinem Kaffee, kramte seine Aufzeichnungen aus dem Schreibtisch und überflog die Ergebnisse der letzten Experimente. Er forschte an einem Gegenmittel zur gefürchteten Schlafkrankheit, einer Tropenerkrankung, die in warmen Regionen der Erde von Tsetsefliegen übertragen wurde. Während er las, begannen sich in einer dunklen Ecke des Labors die Schatten zu kräuseln. Es war der einzige Fleck, der außerhalb der Reichweite der altersschwachen Lampen lag und der auch von der Putzfrau regelmäßig vergessen wurde. Manchmal stand dort ein staubiger Besen oder ein Assistent des Doktors stellte seine Tasche ab, aber im Moment befand sich dort nichts.

Beziehungsweise: Eigentlich sollte sich dort nichts befinden. Denn ganz eindeutig bewegte sich nun etwas im Dunkel. Nein: Das Dunkel bewegte sich. Es zog sich zusammen und streckte sich wieder, als müsste es erst herausfinden, wie es ist, wenn man ein Ding ist und sich in der Welt befindet. Es wand sich und zitterte, verdichtete sich von Schatten über Schwärze bis hin zum reinen Anti-Licht, einer Dunkelheit, die so stark war, dass sie wie eine ölige Flüssigkeit im Raum schwappte und das Licht nicht nur nicht reflektierte, sondern geradezu aufsaugte.

Als bald wuchsen aus dem lebendigen Schemen Tentakel, Pseudopodien wie bei einer Amöbe, mit denen er seine Umgebung rastlos abtastete. Er begann, sich mit diesen Scheinfüßchen vorwärts zu ziehen und rutschte, ohne einen Laut zu verursachen, zielstrebig auf dem Boden des Labors entlang. Sein Weg führte ihn zu der Tür, hinter der sich die Mäusezucht verbarg, die unter der Aufsicht von Brunnwinklers Assistentin wuchs und gedieh. Etwas abseits, in einem besonders sorgfältig verschlossenen Käfig befanden sich auch die Versuchstiere, die mit der Schlafkrankheit angesteckt worden waren.

Die Kaffeetasse war mittlerweile halb leer und der Forscher brütete über einem Problem, dem er in den letzten Wochen auf der Spur war: Es hatte sich als ausgesprochen schwierig erwiesen, seine Mäuse überhaupt zu infizieren.

Bislang sahen alle Ergebnisse vielversprechend aus – selbst die Tiere, die Zeichen der Schlafkrankheit zeigten, waren nicht so schwer erkrankt wie Brunnwinkler erwartet hatte. Allenfalls waren sie etwas träge geworden und rannten nicht mehr im Käfig umher, sondern trotteten gemütlich von ihrer Futterschale zum Schlafnest aus Holzwolle und zurück. Die Spielzeuge, das Laufrad, die Wippe und die interessanten Tunnel, in denen immer wieder kleine Leckereien versteckt waren, ließen sie links liegen.

Brunnwinkler umkreiste das Wort »Apathie« – also Teilnahmslosigkeit, Unempfindlichkeit und allgemeine Lustlosigkeit – mehrmals in seinen Notizen. Er war da einer Sache auf der Spur, das spürte er genau.

Das allgegenwärtige Rascheln der Mäuse war schlagartig verstummt, als der Schatten unter der Tür hindurch gekrochen kam. Zu dieser Stunde war die Beleuchtung hier bereits abgeschaltet, sodass die einzige Quelle der Helligkeit eben jener schmale Spalt war, der nun beinahe ganz von lebendiger Schwärze ausgefüllt wurde. Kein einziges der Tiere wagte es, sich zu bewegen, alle atmeten flach, wie angesichts eines jener zahlreichen Raubtiere, die es auf Mäusefleisch abgesehen hatten.

In der Dunkelheit der Kammer legte der Schatten eine kleine Pause ein und sammelte Kraft – er zog sie aus der Abwesenheit des Lichts, musste sie nicht erst verdauen, sondern fügte die Essenz des Zwieliichts seiner eigenen Substanz hinzu. Er wuchs nur wenig, hauptsächlich wurde er noch dichter, noch massiver – und bedrohlicher für die

Mäuschen, die sich tief in ihr Streu duckten und nur noch hoffen konnten, nicht entdeckt zu werden.

Genauso zielstrebig, wie es auf die Kammer zu gekrochen war, erklimm das fremdartige Wesen nun ausgerechnet jene Käfige, in denen die infizierten Mäuse untergebracht waren. Ohne eine Gemütsregung beobachteten diese, wie der Schatten das Drahtgeflecht der Vergitterung sorgfältig mit seinen Scheinfüßchen betastete und schließlich eine Stelle auswählte, die ihm geeignet erschien. Durch diese Lücke im Draht drückte er dann seinen Körper wie Wasser durch ein Leck in einem Damm.

Anschließend kroch er auf eines der Tiere zu, das ihn aus glasigen Augen anblickte, bildete eine Pfütze im Streu, als wolle er es von allen Seiten gleichermaßen verschlingen und ... verharrete einen Augenblick. Nichts geschah. Die Maus schnupperte, konnte aber natürlich keine Dunkelheit riechen und wusste nicht so recht, wie sie auf die Geschehnisse reagieren sollte. Ein gesundes Tier wäre längst geflohen, doch die Eigenheit, die Apathie, die seine besondere Form der Schlafkrankheit mit sich brachte, ließ es zu dem Schluss kommen, dass sowieso egal war, wie es reagierte und es fügte sich ohne Widerstand in sein Schicksal.

Der Schatten berührte es ganz sacht an der Nasenspitze. Dann zerfloss er und wurde wieder Teil der unbestimmten Dunkelheit, die in der Kammer herrschte.

Die Tasse war leer, nur ein kleiner krümeliger Rest gemahlener Kaffees hatte sich an ihrem Boden abgesetzt, vermutlich hatte der Filter irgendwo einen kleinen Riss. Brunnwinkler stand auf, steckte sich die Hände in die Taschen und schlurfte zu der Tür mit der Aufschrift »Mäusezucht, Achtung: Lebende Tiere, Infektionsgefahr!«.

In der Kammer streifte er sich routinemäßig Laborhandschuhe über. Eine Schutzmaske brauchte er

nicht, schließlich wusste er genau, dass die Schlafkrankheit nur übertragen werden konnte, wenn man mit infiziertem Blut in Berührung kam. Dann begutachtete er die Zucht. Zuerst schaute er nach den gesunden Tieren, die sich mittlerweile von ihrem Schreck erholt hatten und wieder ganz normal durch den Käfig wuselten. Dann wandte er sich denjenigen zu, die er vor einigen Tagen mit dem Erreger der Schlafkrankheit infiziert hatte.

Als er beruhigend auf die Tiere einredete und mit der Nase ganz nah an den Käfig ging, um den Geruch der Tiere zu überprüfen – ein echter Wissenschaftler muss schließlich auf alle möglichen Reaktionen seiner Versuchsobjekte achten und jede Auffälligkeit notieren – geschah etwas, was noch nie zuvor geschehen war. Die Maus, die seiner Nase am nächsten war, die Maus, die eben noch beinahe von lebendigem Schatten umschlossen war, die Maus, die der Ursprung der ganzen Katastrophe sein würde, nieste.

Jan Lux von Bravenstein

Schlafen wie ein Murmeltier im Winter. Das war derzeit die Lieblingsbeschäftigung von Johannes Luchs. Tief vergraben in einem Tunnel aus Kissen und Daunenbettwäsche auf einem Fundament aus frisch gestärkten Bettlaken über ehrwürdigem Federkernmatratzen-Grundgestein träumte er von einem Abenteuer in den Gewölben der alten Burg. Er hatte gerade das Schwert gezogen, um einer finsternen Gestalt nachzusetzen, die sich im staubigen Weinkeller verkrochen hatte, da störte ihn die Stimme seiner Schwester Maria, gedämpft durch mindestens eine Tonne Bettzeug: »Jan, aufstehen! Mama ist schon auf Arbeit und du musst zur Schule!«

Aus den Untiefen der Bettenfestung, den niemals vom Tageslicht erreichten Schlafkammern des Herren von Federkern, grunzte Johannes eine unverständliche Antwort und machte sich daran, nach oben aufzusteigen. Seine zerzausten Locken erreichten zuerst die Luft, kurz gefolgt von einem zerknitterten Gesicht: »Ich hab grad so prima geträumt!«

»Macht ja nichts«, warf seine Schwester ein und wuschelte ihm durch die Haare, vermutlich weil sie genau wusste, wie sehr er das hasste. »Mama hat dich extra ausschlafen lassen, weil du die ersten beiden Stunden keinen Unterricht hast. Frühstück steht in der Küche, du sollst dein Sportzeug nicht vergessen. Ich muss jetzt zur Uni, kommst du alleine klar?«

Johannes, der ohnehin von allen nur Jan genannt wurde, blinzelte noch ein wenig verschlafen zum Fenster, durch das ihn strahlender Sonnenschein begrüßte. »Bin doch kein Baby mehr.«, murmelte er und kletterte aus dem Bett. Lauter fügte er hinzu: »Außerdem stinkt Schule. Du hast auch erzählt, dass du es immer gehasst hast!«

Seine Schwester zuckte mit den Achseln und erwiderte: »Ja, und ich bin froh, dass ich da raus bin. Lass dir nie erzählen, die Schule wäre die schönste Zeit im Leben. Aber durch muss trotzdem jeder. Ich lasse keine Ausreden gelten! Raus mit dir!«

Offenbar wollte sie sich nun endgültig in die Mutterrolle begeben, sodass Jan sich lieber in sein Schicksal fügte und sich schulfertig machte.

Dann lief er die Stufen des Turmes herab. Er hatte nicht völlig zusammenhanglos geträumt – die Familie Luchs wohnte tatsächlich in einer alten Burg, wenn auch in einer ziemlich kleinen. Irgendein Urgroßvater Johannes' war noch Baron von Bravenstein gewesen und dieser Wohnsitz war so ziemlich das einzige, was vom Adel in der Familie

noch übrig war. Seine Mutter hatte angeblich keine Sekunde gezögert, den Namen ihres Ehemannes anzunehmen und so hieß sie jetzt »Luchs« oder »Lux«, wie Jan es gern auf drei Buchstaben kürzte. »Baronin von Bravenstein« war ihrer Meinung nach nicht mehr zeitgemäß.

Aber zumindest über den einsamen Turm der Burg, in dem bereits sein Großvater die Kinderzimmer untergebracht hatte, freute Jan sich heimlich trotzdem. Ritter oder Räuber zu spielen war etwas ganz anderes, wenn man von echten Mauerzinnen hinabschauen oder mit dem Holzsword die enge Wendeltreppe hinauf stürmen konnte.

Nun schlurfte Jan die Straße entlang und trat einen Stein vor sich her. Schließlich traf er auf halbem Weg zur Schule wie immer seinen besten Freund, der an einer Litfaßsäule auf ihn wartete.

»Hey Nadir! Wollen wir wirklich zur Schule? Das Wetter ist toll; lass uns am besten gleich in den Park gehen!«, begann Jan das tägliche Ritual. Wie immer antwortete sein Freund: »Dann bekomme ich einen Arsch voll Ärger mit der Schleifgut! Wenn du willst, dass ich nachmittags gar nichts mehr unternehmen darf – dann bitte! Lass uns in den Park gehen!«

Nadir wohnte nicht bei seiner Familie, sondern war dem strengen Regime eines Waisenhauses unterworfen. Er beschwerte sich nie darüber, dass er ohne Eltern aufwuchs, stattdessen jammerte über die Methoden seiner Erzieher beinahe genau so, wie Gleichaltrige sich über Mutter oder Vater ausließen.

Die beiden waren auch sonst ein eher ungleiches Paar: Johannes war groß, dünn und hatte blonde gelockte Haare. Er hatte das große und kräftige »Familienkinn« seiner

Mutter geerbt, dazu die verwaschen blauen Augen seines Vaters. Nadir dagegen war recht klein, dafür aber beinahe doppelt so breit wie Johannes.

Er war ziemlich stark für sein Alter und hielt sowohl im Kugelstoßen als auch Speerwerfen den Schulrekord. Seine pechschwarzen Haare brachte er durch große Mengen Haargel stramm nach hinten in Form. Seine türkischen Supergene – seine Worte – hatten ihn außerdem mit einem Höcker auf der Nase beschenkt, der seinem Gesicht ein recht strenges Aussehen gab.

Während sie auf dem Schulweg nebeneinander her gingen, bemerkte Nadir spöttisch: »Du solltest dir wirklich mal einen Kamm schenken lassen, Jan. Deine Haare stehen ja in alle Richtungen ab!«, worauf Johannes ihm die übliche Antwort gab: »Und du musst dir nicht immer die ganze Tube Gel drauf kippen. Ist doch langweilig, wenn sie alle in die gleiche Richtung zeigen!«

Dann besprachen sie ihre Pläne für den Nachmittag. Oft verbrachten sie ihre freie Zeit in Johannes' Zimmer und spielten am Rechner oder machten den Stadtpark mit Fahrrädern, Skatern oder ferngesteuerten Autos unsicher. Nebenher trainierten sie noch Parkour, wobei sich besonders Nadir als ausgesprochen talentiert erwies.

Sie hatten noch eine Weile Zeit bis Unterrichtsbeginn und so trotteten sie ziemlich langsam um das Gebäude herum, um den Haupteingang über den Hof zu nutzen. Die Schule, die sie besuchten, hieß bei den Schülern nur »Das Buchstaben-Aquarium«. Irgendein Architekt, der sich dabei vermutlich ziemlich clever vorkam, hatte die Glasfassade des Gebäudes mit einem riesengroßen Alphabet verziert.

Die Woche hatte gerade begonnen, ein angenehmes Wochenende lag hinter ihnen. Nun also mussten sie sich dem schnöden Alltag wieder stellen. Am Schultor angekommen, wollten sie wie jeden Morgen Clara

begrüßen, die dritte in ihrer verschworenen Gruppe, allerdings war sie weit und breit nicht zu sehen. Beide warteten so lange wie möglich, doch als die Klingel zum Anfang der Stunde drängte, flitzten sie in ihre Klasse.

Beinahe wären auch sie zu spät gekommen, aber ihr Lehrer, Herr Amsel, befand sich ebenfalls noch nicht im Zimmer, sodass sie in fliegender Eile ihr Schulzeug auspackten und schwer atmend an ihren Bänken saßen, als er schließlich erschien. Er machte seinem Namen alle Ehre: Leicht nach vorn gebeugt schritt er stelzbeinig zu seinem Pult, legte den Kopf schief und blickte in die Reihen der Schüler, während er gleichzeitig das Klassenbuch aufschlug. Herr Amsel trug ausschließlich schwarze Kleidung, sodass das einzige, was Nadirs Meinung nach noch fehlte, ein rotorangener Schnabel und gelbe Schuhe waren.

»Hat jemand von euch Clara gesehen? Clara Brunnwinkler? Sie ist doch die einzige, die fehlt, wenn ich mich nicht irre?« Er sagte ständig »Wenn ich mich nicht irre?« – auch wenn weder Jan noch Nadir sich an einen Fall erinnern konnten, in dem sich ihre Lehrer tatsächlich geirrt hätte.

Erst zur folgenden Stunde erschien das Mädchen und meldete sich bei Herrn Amsel, redete eine Weile leise mit ihm, woraufhin er sie ruckartig nickend zu ihrem Platz schickte und sich etwas notierte. Natürlich wollten Jan und Nadir sie gleich mit Fragen bestürmen, denn Clara war sonst vorbildlich, was ihre Pünktlichkeit anbelangte. Da der Unterricht aber wieder begann, mussten sie ihre Neugier noch eine Weile bezähmen.

In der Pause standen die beiden sofort bei Claras Schulbank und wollten sie schon verhören, als sie bemerkten, wie schlecht ihre Freundin aussah: Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, wirkte blass und ließ die Schultern hängen. Sie nahm ihre Brille ab und begann sie

nervös zu putzen.

Dann sprach sie ohne Johannes oder Nadir anzublicken: »Ich musste mit dem Bus fahren, mein Vater konnte mich heute früh nicht zur Schule bringen. Ihr wisst ja, dass wir draußen vor der Stadt wohnen und wie selten der Bus früh fährt.«

»Und musst du heute Nachmittag wieder mit dem Bus fahren oder holt dich dein Vater wenigstens ab?«, hakte Nadir nach. Johannes spürte, dass Clara bedrückt war. Irgendetwas stimmte ganz und gar nicht.

Sie setzte die Brille wieder auf und schob sie nervös mit dem Zeigefinger nach oben. »Nein, das macht Mama.«, antwortete sie tonlos.

Mehr war aus ihr nicht herauszubekommen.

Den Rest des Schultages behielten die beiden Freunde das Mädchen immer im Auge. Sie konnten sich nicht erklären, was vorgefallen war, aber sie waren sich einig, dass es falsch wäre, sie zu bedrängen und auf einer Erklärung zu bestehen. Schließlich war der Unterricht zu Ende und Clara kam wieder zu ihnen. Sie wirkte etwas gelassener, auch wenn sie noch immer schrecklich müde aussah.

Vor ihrer Blässe wurden die zerstreuten Sommersprossen, die sonst kaum zu erkennen waren, deutlich sichtbar. Später im Sommer würden sie noch stärker hervortreten, ein Umstand, auf den manche Mitschüler mit Spott und schlechten Scherzen reagiert hatten. Sprüche wie »Hat dein Vater die Wand angemalt? Er hat dich total vollgekleckert!«, oder Vergleiche mit Pippi Langstrumpf waren da schon die einfallsreicheren Versuche, sie zu ärgern. Clara allerdings hatte sich nie viel daraus gemacht, weswegen die meisten Klassenkameraden es längst aufgegeben hatten, sie damit aufzuziehen. Dennoch waren Nadir und Jan die einzigen Mitschüler geblieben, zu denen

sie ein einigermaßen offenes Verhältnis hatte.

Sie nickte Johannes zu und begann vorsichtig: »Meine Mom hat mich gerade angerufen, sie muss noch einiges erledigen und holt mich dann ab. Ich habe ihr gesagt, dass ich auf Burg Bravenstein bin. Ich hoffe, das ist okay?«

»Klar, ich wette, wir können meine Mutter überreden, uns mit Kuchen zu versorgen.«, antwortete Jan. Eigentlich hatten er und Nadir geplant, den Park mit Skatern unsicher zu machen, aber offensichtlich brauchte Clara sie und da wurden solche Pläne problemlos über den Haufen geworfen.

»Vielen Dank, Frau Luchs, Ihr Kuchen schmeckt wirklich ausgezeichnet!«, lobte Nadir Johannes' Mutter und stopfte sich das mittlerweile vierte Stück Quark-Apfel-Streusel in den Mund.

»Du alter Schleimer!«, spottete Jan, der selten mehr als zwei Stücke schaffte. Dann blickte er zu seiner Mutter, die auch prompt aufstand und ihren Sohn erst mit dem Satz »Ich weiß ein Kompliment zu schätzen, Johannes, keine Sorge.«, zurechtwies und sich dann verabschiedete: »Außerdem ist doch genug für alle da. Maria hat sich vorhin schon ein Stück abgeholt. Wenn ihr nachher im Haus bleiben wollt, lasst ihr bitte ein bisschen Ruhe, sie muss wieder irgendeine fürchterliche Hausarbeit schreiben und hat deswegen schlechte Laune. Ich bin jetzt Tante Ruth besuchen.« Sie ging hinaus, als hätte sie gerochen, dass die drei Freunde unter sich bleiben wollten.

Sie saßen eine Weile schweigend da, tranken Tee und verputzten die letzten Krümel. Als sie auch damit fertig waren, ertrug Nadir die Spannung nicht mehr und platzte heraus: »Nun sag schon endlich! Was ist denn los mit dir?«

Clara atmete tief durch, dann begann sie zu berichten: »Mit mir ist gar nichts los. Es ist mein Vater. Er ist ... so

komisch. Er war letzten Montag noch lange arbeiten, hat den halben Dienstag verschlafen und ist seitdem wie ausgewechselt. Es ging erst ganz langsam los: Er hat für alles ewig lange gebraucht, ob es Brote schmieren oder Zeitung lesen war. Aber es wurde im Laufe der Woche immer schlimmer. Seit Sonnabend sitzt er nur noch da und tut nichts. Wenn man mit ihm redet, dauert es endlos, bis er antwortet, meine Mutter musste ihn regelrecht zwingen, mit uns zu essen und sie hat erzählt, dass er sich nach dem Aufstehen nicht einmal anziehen wollte. Und heute früh konnte ich ihn nicht dazu bringen, mich in die Schule zu fahren, Mutter war schon weg, also musste ich warten, bis der Bus fuhr. Der trödelt natürlich auf dem Weg bis zum Buchstaben-Aquarium durch die ganze Vorstadt. Deswegen war ich viel zu spät in der Schule. Zum Glück wollte der Amsel nicht mehr Details wissen als ich gesagt habe, dass es ein Problem mit dem Auto gab. Ich hätte nicht gewusst, was ich sagen sollte.«

»Und war dein Vater beim Arzt?«, wollte Nadir weiter wissen.

Clara schüttelte den Kopf. »Nein, er war gar nicht dazu zu bewegen. Meine Mutter hat vorhin am Telefon erzählt, dass sie unseren Hausarzt anrufen und fragen will, ob er einen Hausbesuch machen kann. Danach kommt sie mich dann holen. Ich hoffe, es ist einfach nur eine Laune und er ist nicht wirklich krank. Erst dachten wir ja, er ist bloß geschafft wegen seiner Arbeit. Wir verbringen viel zu viele Abende im Labor. Oder er wäre irgendwie böse auf uns, aber es war nichts aus ihm herauszukriegen, dass daraufhin gedeutet hätte. Wir sind völlig ratlos.«

Anschließend gingen die drei in Jans Zimmer und spielten gemeinsam am Rechner. Große Freude wollte allerdings nicht aufkommen, da auch die beiden Jungen von Claras Bericht ziemlich niedergeschlagen waren. Ihnen blieb

vorerst nur die Hoffnung, dass sich bei ihrer Freundin daheim alles wieder einrenken würde.

Trotz ihrer schlechten Stimmung und Erschöpfung gelang es dem rothaarigen Mädchen wie immer, ihre Freunde in allen Spielen zu schlagen. Verbissen und beinahe schon wütend hielt sie den Controller in der Hand und gab ihrer Spielfigur beim Autorennen, beim Schwertkampf gegen finstere Orks oder bei der Verteidigung der Erde gegen angreifende Außerirdische immer genau den richtigen Befehl. Knapp und exakt spielte sie – nicht mit dem ziellosen und überschießenden Engagement eines Anfängers, der wild alle Knöpfe drückt. Als würde man umso besser und schneller werden, je stärker man die Finger auf die Steuerung des Controllers presst. Stattdessen war Clara beim Spiel immer kühl und beherrscht. Sie wusste, dass der Rechner ihre Befehle entgegennahm, ganz egal, was sie dabei dachte oder wie sehr sie wollte, dass ein bestimmter Trick im Spiel funktionierte. Deswegen konzentrierte sie sich auch darauf, zur richtigen Zeit die richtige Taste zu drücken – und mehr nicht.

Plötzlich ließ sie ihr Gamepad sinken und saß eine Weile nur noch stumm da. Nadir und Jan wurden ganz betreten und schalteten schließlich den Rechner aus, nur um gemeinsam mit ihrer Freundin zu schweigen. Schließlich brach Clara die Stille: »Könnt ihr euch noch daran erinnern, dass ich meinen Eltern mal erzählt habe, dass ich professionelle Gamerin werden will? Mein Dad ist beinahe ausgerastet. Dabei war es nur halb ernst gemeint ... Aber – mir ist gerade klar geworden, wie viel Angst ich um ihn habe.«

Darauf wusste niemand etwas zu entgegnen, sodass sich das Schweigen noch eine ganze Weile fortsetzte. Schließlich klingelte Frau Brunnwinkler und holte ihre Tochter ab. Sie sah sogar noch schlimmer aus als Clara. Tiefe Sorgen

standen ihr ins Gesicht geschrieben, aber natürlich erzählte sie Johannes und Nadir nicht, was sie bedrückte, sondern verließ mit ihrer Tochter eilig die Burg.

Ein Nachmittag im Park

Jan und Nadir waren sich einig, dass sie Clara ablenken mussten. Also ließen sie am nächsten Tag das Training nach der Schule sausen und gönnten sich gemeinsam mit ihr einen Nachmittag im Park. Der frühe Sommer hatte viele Leute vor die Tür getrieben, auf den großen Wiesen tollten Hunde sowie ausgelassene Kinder beim Ballspiel und der kleine See am Nordende hatte zahlreiche Menschen angelockt, die nun auf Decken am Ufer lagen oder ihre Füße im Wasser abkühlten.

Im Zentrum des Parks befand sich eine barocke Anlage, die sich mit unzähligen Treppen, Geländern und Blumenflächen über mehrere Terrassen vor einem Pavillon erstreckte. Wegen dieses Aufbaus wurden sie auch »Stufengärten« genannt. Dies war die ideale Betätigungsfäche für Nadir, der immer wieder seine neuesten Tricks vorführte. Derzeit übte er einen Überschlag über ein Geländer, an den sich eine Rolle auf dem Boden anschloss, aus der heraus er in den aufrechten Stand sprang, um sofort weiter zu spurten. Jan hatte sich unterdessen seine Skater angeschnallt und raste durch die Anlage. Ab und zu absolvierte auch er einen Sprung über eine Treppe oder ließ sich mit quergestellten Rädern ein Geländer herabgleiten, aber seine Manöver waren längst nicht so ausgefeilt wie die tollkühnen Verrenkungen und Kunststücke seines Freundes.

Clara hatte sich ein Fahrrad von Jan geliehen und kurvte damit durch den Park. Sie fuhr größere Runden als ihre beiden Freunde, kehrte aber immer wieder zu den

Stufengärten zurück. Hin und wieder pausierten sie auch gemeinsam an einer der Bänke.

Dabei setzten sie sich stets ein bisschen abseits der zwei Obdachlosen, die diese Region des Parks als ihr Revier betrachteten. Die beiden, mit den Spitznamen »großer Marten« und »kleiner Marten«, waren eigentlich ganz umgänglich. Heute allerdings war weder Jan noch Nadir nach der Gesellschaft dieser Überlebenskünstler.

Während einer dieser Pausen berichtete Clara vom Zustand ihres Vaters, der sich immer noch nicht gebessert hatte: »Meine Mutter wusste sich keinen anderen Rat, als ihn ins Krankenhaus zu bringen. Wenigstens führen sie dort jetzt alle möglichen Tests durch und versuchen herauszufinden, was mit ihm los ist. Ich habe am meisten Angst vor der Vorstellung, dass er für immer so bleiben könnte.«

Wie immer, wenn sie versuchte, sich zu beherrschen, malte sie geistesabwesend mit dem Fuß Kreise auf den Boden. Nadir versuchte sie zu trösten: »Mach dir mal nicht zu viele Sorgen, es geht ihm ja noch nicht lange so. Sicher finden sie im Krankenhaus ganz schnell heraus, was los ist und dann kriegen sie ihn im Nullkommanix wieder hin.«

»Ich weiß, dass es nicht vernünftig klingt, aber Angst ist nun mal nicht Teil der Vernunft. Es hört sich dämlich an, aber ich habe ein ganz komisches Gefühl.«, erwiderte Clara unglücklich.

Jan hatte sich auf die Stufen einer kleinen Treppe gesetzt und zog die Verschnürung seiner Skater nach. Er hielt kurz inne und fragte: »Aber ich dachte, dein Vater ist selber Arzt. Hat er denn keine Idee, was los sein könnte?«

Clara lächelte nur kläglich: »Er scheint sich gar nicht dafür zu interessieren. Er ist schlapp und müde und total schlecht drauf. Aber wenn man ihn fragt, was mit ihm los ist, zuckt er nur mit den Schultern und brummelt vor sich

hin.«

Dann machte Jan einen Fehler. Eigentlich wollte er seine Freundin ermutigen und der Satz war nur so dahin gesagt. Aber in dem Moment, in dem die Worte seinen Mund verließen, hätte er sie am liebsten noch mit der Zunge eingefangen und wieder heruntergeschluckt. Leider funktionierte das nicht. Also sprach er: »Ich glaube, dein Vater muss sich einfach überwinden und aus seinem Sessel hochkommen. Wenn er sich aufrafft und wieder damit beginnt, sich mit irgendwas zu beschäftigen, was ihm vielleicht Spaß macht ...«

Weiter kam er nicht. Clara war aufgesprungen, zornesrot im Gesicht und hatte so heftig mit dem Fuß aufgestampft, dass es auf den Wegplatten platschte wie eine geplatzte Wasserbombe. »Was bildest du dir eigentlich ein? Denkst du, das wäre nicht das erste gewesen, was wir versucht hätten? Dinge, die ihm Spaß machen? Mein Vater spielt Gitarre, liebt Musik und konnte stundenlang mit mir singen. Er war nicht dazu zu bewegen.«

Ihre Stimme wurde lauter, zwischen den einzelnen Sätzen begann sie zu schniefen. »Er reitet gern. Er hat ja sogar ein Pferd. Wollte mich immer mitnehmen, obwohl er wusste, dass ich die Viecher nicht mag.«

Tränen rollten über ihre Wangen, sie war kurz davor zu schreien. »Ich habe ihm gesagt – ihm gesagt, dass ich mitkomme. Zu seinen bescheuerten Pferden. Dass ich mit ihm reite. Er wollte nicht. Er sitzt einfach nur da! Und du sagst mir, er soll sich einfach aufraffen?«

Die letzten beiden Sätze musste der ganze Park gehört haben. Nadir starrte betreten zu Boden und Jan spürte, wie rote Hitze von seinen Ohren über den ganzen Schädel kroch. Er stammelte eine Entschuldigung und zog die letzten Verschlüsse seiner Skater fest.

Clara stand noch immer wie angewurzelt da und bebte

vor Zorn. Ihr waren einige rote Haarsträhnen ins Gesicht gefallen, was sie wie eine Wikingerbraut aussehen ließ. Jan überlegte, ob er ihr ein Taschentuch anbieten sollte, fürchtete aber einen erneuten Ausbruch gerechter Entrüstung. Dann sagte er, an Nadir gerichtet, aber mehr für Clara: »Ich glaube, ich hole uns mal was zu trinken.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er los, ließ seine Freunde hinter sich und hasste sich sowohl für seine unbedachten Worte als auch für seine Scham. »Da bist du ja so ein Idiot! Erst denken, dann reden, Jan Lux.«, hallte seine innere Stimme in seinem Kopf.

Er war noch nicht weit gekommen, da ertönte hinter ihm ein gehässiger Ruf: »Wohin des Weges, Herr von Bravenstein?« Ausgerechnet das! Lukas, Ben und Philipp, drei Jungs, mit denen Johannes schon immer Ärger gehabt hatte. Ihr derzeitiges Lieblingsspiel war es, ihn mit dem Namen seiner Mutter aufzuziehen und ihm vorzuwerfen, dass er sich für etwas Besseres hielt, weil er in einer Burg wohnte. Er war sich in dieser Beziehung keiner Schuld bewusst – aber das spielte gar keine Rolle. Wann immer sie ihm ohne Nadir begegneten – denn Nadir hatte selbst den kräftigen Lukas einmal ordentlich aufs Kreuz gelegt und flößte ihnen seitdem gehörigen Respekt ein – suchten sie irgendeinen Vorwand, um ihn erst eine Weile anzupöbeln, etwas herumzuschubsen und sich schließlich ordentlich mit ihm zu prügeln. Dabei waren sie sogar so geschickt, ihm außerhalb der Schule aufzulauern, wo kein Lehrer als Zeuge zugegen war, sodass auch die Beschwerden seiner Mutter wirkungslos verpufften.

Er solle den dreien einfach aus dem Weg gehen, das war der beste Rat, der ihm gegeben wurde. Außerdem, fügten sie hinzu, einfach so würde es nicht ständig zu Streit kommen. Jan wurde von den Lehrern dazu angehalten, in sich zu gehen und zu erforschen, welchen Anteil er daran

hatte, dass es immer wieder Raufereien gab.

Schon allein die Erinnerung an diese Belehrung schalteten seinen Stimmungsregler auf Wut und ließ jeden Gedanken an Clara und ihren Vater vergessen sein. Er drehte sich um und sah, dass die drei Raufbolde ebenfalls zum Skaten in den Park gekommen waren. Lukas, der Anführer des Gespanns, trug teure schwarze Skater mit auflackierten Flammen und auch sonst natürlich nur Markenkleidung. Seine beiden Kumpane standen ihm in der Auswahl möglichst protzig-teurer Ausrüstung in nichts nach, obwohl sich Jan nicht daran erinnern konnte, sie jemals fahren gesehen zu haben.

Ben und Philipp waren für sich genommen kein Problem, gelegentlich wechselten sie ein paar ganz normale Worte mit ihm. Einmal hatte Philipp am Tag nach einer Schlägerei sogar eine Entschuldigung gemurmelt und hinzugefügt: »Du weißt ja, wie Lukas ist.«, obwohl er während der Keilerei selbst auch ordentlich ausgeteilt hatte.

Aber der Kopf des Trios war so schlecht auf Jan zu sprechen, dass er sich mit ihm sogar dann in die Haare geriet, wenn er ihm ganz allein begegnete. Lukas war beinahe so groß wie Jan, aber deutlich stärker. Seine Haare waren hinten und an den Seiten ausrasiert, nur eine Platte schwarzer Stoppeln thronte auf seinem breiten Schädel. Irgendwann schien er mal an einen noch übleren Schläger geraten zu sein, denn seine Nase machte einen Knick. Nadir hatte erklärt, dass dies ein Andenken an einen Schlag war, der Lukas den »Zinken zerdeppert« hatte.

Vielleicht lag es an Jans Art, sich immer ein wenig kleiner zu machen, als er eigentlich war oder seiner missmutigen Stimme. Clara hatte ihm mal im Vertrauen erzählt, dass sie fand, er klinge immer »als hätte er gerade abgelaufene Milch getrunken«. Egal warum, Lukas und seine Truppe hatten ihn sich als Opfer ausgewählt und hatten seitdem

keine Anstalten gemacht, diese Entscheidung zu ändern.

»Sieh an, der feine Herr reitet mal gar nicht auf dem hohen Ross aus, sondern rollt zu Fuß!« Lukas kam sich offenbar saukomisch und unglaublich originell vor.

»Lass mich in Ruhe, ich habe keine Zeit für den Mist.«, erwiderte Jan mürrisch.

»Ich glaube, er hält sich für was besseres, mit so gewöhnlichen Leuten wie uns redet er gar nicht.«, warf Ben ein.

»Wie kann er überhaupt skaten? So hoch, wie er die Nase trägt, sieht er doch gar nicht, ob er gleich irgendwo gegen kracht.«, beteiligte sich auch Philipp am Spott der Gruppe.

Jan überlegte, ob er einfach wegfahren sollte. Aber das käme ja einer Flucht, also einer kompletten Niederlage, gleich. Diesen Triumph wollte er Lukas nicht gönnen. »Ich habe keine Lust, mit euch zu streiten. Außerdem ist Nadir mit mir hier.«

»Oho, seine Majestät von Bravenstein haben einen Leibwächter? Na wo ist er denn geblieben? Hat dich dein feiner Freund im Stich gelassen? Die Türken haben ja früher wirklich Soldaten aus Waisenkindern gemacht. Aber ich glaube, dein starker Kumpel hat sich einfach verpisst, was? War es wohl leid, sich in deinem Glanz zu sonnen, hä?«, stichelte Lukas weiter.

Dabei fuhr er langsam auf Jan zu, maß ihn mit einem Blick von oben bis unten und trat ihm schließlich mit den Worten: »Du bist ja noch immer hier! Verzieh dich auf deine Burg!«, gegen das Schienbein.

Einen Augenblick lang dachte Jan, der Tritt hätte ihm glatt den Knochen gebrochen. Durch das Gewicht der Skates bekam Lukas Bein viel Schwung und die harte Kappe des Schuhs trug auch einen Teil dazu bei, dass es irre weh tat.

Aber gleichzeitig atmete er auf. Er hatte bemerkt, wie

unbeholfen Lukas zugetreten hatte. Beinahe hätte er das Gleichgewicht verloren. Also konnte er wirklich nicht allzu häufig Inlineskaten sein. Er sah seine Chance und nutzte sie. Lukas war noch in seiner Reichweite, also stieß er ihm mit aller Kraft die Hände an die Schultern. Und warf ihn mühelos um.

Ohne auch nur eine halbe Sekunde abzuwarten, drehte Jan sich um und sprintete los, umrundete eine Gruppe Spaziergänger und war schon hundert Meter vorangekommen, als hinter ihm der wütende Ruf erscholl: »Das kriegst du wieder!«

Und schon war Jan mitten in einer Verfolgungsjagd – aber entgegen der üblichen Hetzerei war er klar im Vorteil, er musste sich nicht einmal wirklich anstrengen, denn die Stimmen von Lukas, Ben und Philipp hinter ihm kamen einfach nicht näher.

Einzig ein merkwürdiges Ziehen von seinem Rücken über die Kopfhaut bis zur Stirn, fast wie ein elektrischer Schlag, teilte ihm mit, dass er sich noch immer in Gefahr befand. Als wäre eine Staumauer gebrochen, flutete Adrenalin seinen Körper und gab ihm zusätzlichen Schwung. Er erreichte das Ende des Parks und fuhr ohne zu bremsen zwischen den parkenden Autos hindurch, immer noch im Bestreben, möglichst viel Abstand zwischen sich und seine Verfolger zu bringen.

Er hörte quietschende Bremsen, drehte den Kopf und sah einen weißen Kombi auf sich zurasen. »Der ist viel zu nah! Er wird niemals rechtzeitig stehen bleiben ... Oh mein Gott, ich werde überfahren!«, schoss ihm durch den Kopf.

Alles lief wie in Zeitlupe ab und er hatte keine Gelegenheit mehr, auszuweichen, obwohl ihm noch Zeit blieb, das panische Gesicht der Fahrerin zu sehen, das Nummernschild zu begutachten – das Auto stammte aus einer anderen Stadt – und noch einen Gedanken daran zu

verschwenden, dass er wohl riesigen Ärger mit seinen Eltern bekommen würde. Seine Muskeln wollten ihm nicht gehorchen, er war festgefroren in einer viel zu langsamen Bewegung.

Nun war das Auto auch schon heran. Zuerst traf ihn die Stoßstange und zog ihm die Beine weg. Dann wurde er herumgeschleudert, prallte mit dem Körper auf die Motorhaube und mit dem Kopf in die Scheibe. Er bewunderte das spinnennetzartige Muster, das sich langsam und knirschend von seiner Stirn aus im Glas ausbreitete, wurde vom Boden abgehoben, das Auto rauschte unter ihm hindurch und er prallte auf den Asphalt. Sekunden später war alles vorbei, es wurde dunkel und Jan wusste, dass er nun sterben würde.

Er rollte erneut auf die parkenden Autos zu und streckte instinktiv die Hände nach links und rechts, weil er wusste, dass er sonst überfahren werden würde. Dabei bekam er die metallenen Karosserien zu fassen und warf sich nach hinten, um auf keinen Fall auf die Straße zu rollen. Seine Füße rutschten unter seinem Körper hindurch, die Rollen der Skates glitten voran und versuchten die Bewegung weiter zu führen. Er landete auf dem Hintern und zog die Beine so dicht an den Körper heran wie möglich. In diesem Moment raste schemenhaft ein weißer Kombi an den parkenden Wagen vorbei – viel zu schnell für die Stadt, die Fahrerin hatte es wohl eilig.

Der Aufprall auf sein Hinterteil und seinen Rücken war so heftig, dass er Sterne sah und kaum Luft bekam. Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis sich eine Traube von Menschen um ihn herum gesammelt hatte. Ein bärtiger Mann blickte ihm besorgt ins Gesicht. Er hing verkehrt herum vor dem blauen Himmel, weil er sich von oben über Jans Kopf beugte.

»Alles okay bei dir? Hast du dich verletzt? Junge, Junge, das hätte schief gehen können. Zum Glück hast du den Wagen gesehen. Der glaubt wohl, hier Wettrennen fahren zu dürfen.« Die Stimme des Mannes verströmte Aufregung, er plapperte einfach weiter, während Jan sich vorsichtig aufsetzt und seine Rückseite betastete.

»Na, offensichtlich scheint es dir ganz gut zu gehen ... aber du wirst einige blaue Flecken bekommen. Soll ich dir nicht doch einen Arzt rufen?« Weitere Stimmen von weiteren Menschen, die Johannes gar nicht richtig wahrnahm, redeten dazwischen, gaben gute Ratschläge, erzählten von Polizei, von Notarzt oder fragten besorgt nach Verletzungen.

»Bei mir ist alles klar, danke. Oh Mann, ich bin fast überfahren worden. Aber ich denke, es ist nichts gebrochen, ich schaff es schon nach Hause. Vielen Dank, nicht nötig, dass sie einen Arzt rufen.«, beschwichtigte Jan die Menschen.

Er schaute sich um, sah zwischen den Menschen hindurch Lukas und seine Truppe, die etwas weiter entfernt standen und sich ihre Chancen ausrechneten, ihn jetzt noch zu erwischen. Aber es waren entschieden zu viele Leute um Jan herum, die es ihnen wohl kaum durchgehen lassen würden, ihm nach so einem Sturz auch noch eine Abreibung zu verpassen. Vielleicht dachten sie auch, dass er seine Strafe schon bekommen hatte.

Nachdem er mehrmals erklärt hatte, dass wirklich alles in Ordnung sei, zerstreuten sich die Leute. Sie steckten ihre Mobiltelefone wieder ein. Einige hatten aufgeregt mit den Geräten gewedelt, für den Fall, dass sich doch noch Bedarf für einen Arzt einstellen sollte. Sie verschwanden mit einer Mischung aus Befriedigung, dass nichts Schlimmes passiert war und Enttäuschung, dass es nichts Interessantes mehr zu sehen gab.

Aktuelle Informationen zur Weltenfabrik und weiteren Projekten des Autors:

www.weltenfabrik.wordpress.com

oder auf Facebook unter dem Stichwort »Die Weltenfabrik«:

www.facebook.com/Weltenfabrik



© 2016 *Christoph Dolge*